

# IN DER STILLE DES LEBENS

## ÜBER DIE EWIGKEIT

### **Das erste Verbrechen**

Früher, ganz früher, im goldenen Zeitalter, das niemals wiederkehrt, als noch nicht die Ewigkeit auf die Zeit geprallt war, gab es Licht. Gab das Wort. Und aus dem Wort das Herz. Gab Erde. Form. All das aber genügte nicht, um die Welt der Menschen erblühen zu lassen. Die Götter erlernten das Zerschlagen. Das erste Verbrechen wurde begangen, der Bruder erschlug den Bruder. Wasser vermischt sich mit Blut, Licht mit Schreien. Das noch Ungeborene trennte sich auf ewig vom Sterbenden, das Wort fiel aus dem Herzen, die Form vergaß das Gesicht. Zwischen Tod und Leben wurde ein roter Vorhang gespannt. Deshalb nun bleibt unser Leben stets unfertig, unvollkommen, jeden Tag erdrosselt in uns ein Gott einen anderen, und jeden Tag erschaffen wir uns aufs Neue aus der Vermählung von Blut und Träumen.

### **Der Schrei**

Manchmal sah meine Mutter mir lange ins Gesicht. Auf einmal wurde ihr Blick so leer wie ein ausgetrocknetes Flussbett. Aus dem Blick, der niemandem mehr gehörte, zog das Leben sich ganz und gar zurück. Da fiel mir wieder die Angst ein, die im Grunde meines Wesens steckt. Vor der Abtreibung war sie im letzten Augenblick zurückgeschreckt, vor der

Tür schon stehend, und darin besteht das Geheimnis, das Wunder eines Lebens, meines Lebens. Mir war, als läse ich aus den Sträuchern und Kieseln entlang des Flusses meine Geschichte von vorne bis hinten. Der Schrei ihres blutenden, aufgerissenen Leibes ging auf mich über. Der aus den Tiefen der Erde, der allerersten Geburt stammende Schrei, der in der Stille der sprühenden Bäume, der keimenden Ähren, in der Stille des Lebens und der Worte, fort und fort hallt, bis er an der Leere des Himmels zerbricht.

### **Das Dasein**

Ich bin aus tausend leuchtenden Tropfen entstanden, aus zur Erde fließendem Blut, aus Sternenstaub, der über die Wüste wehte, aus der verhallenden Melodie des Liedes von allem Anfang. Ich bin die Summe all dessen, was mir gegeben und nicht gegeben wurde, was ich verloren habe und noch verlieren werde, und aus dem blutenden Schweigen der Worte. Ich bin, was in einer oft erzählten Geschichte sich doch noch verbirgt, bin die Geduld des im Sand vergrabenen Samens, der auf den Wüstenregen wartet, bin ein langer Blick vom einen Ende des Nichts zum anderen, bin das Lied von allem Ende, das nicht zu seiner Melodie findet. Und noch niemand hat mein Gesicht ohne Schleier gesehen.

### **Das ägyptische Totenbuch**

#### **Mein Herz!**

Mein Herz, das ich von meiner Mutter habe! Mein Herz, das Erbe aller Zeiten! Zeuge nicht gegen mich, verleugne mich nicht, werde mir nicht zum Feind! Lass uns nicht zu Rivalen werden. Denn du bist der einzige Retter meiner Seele, der meine Teile zusammenhält. Sei mein Führer, geh mir voraus auf jenem Weg, auf den sich alle gemacht haben, auf der Suche nach

dem Glück. Streich meinen Namen aus jenem furchtbaren Gemenge, das sich Menschheit nennt.

Sprich keine Lügen über mich. Eigentlich genügt es mir, wenn du mich hörst. Selbst das ist mir schon genug.

### **Alle Frauen der Stadt**

In dieser Nacht haben alle Frauen der Stadt geweint. Dunkle Brillen, tönendes Gelächter, Lippenstiftlächeln ... Keine vermag die Spuren ihrer Tränen zu verbergen, seien diese vor ein paar Sekunden geflossen oder vor Jahren, in irgendeinen unterirdischen Fluss.

Meist sah ich den Frauen durchs Fenster zu, nach Einbruch der Dunkelheit, wenn im grellen Kunstlicht ihre Adern gleichsam durchschienen. Zu zweit saßen sie da, nebeneinander oder einander gegenüber, und steckten die Köpfe zusammen, manchmal gesellte sich eine Dritte dazu, wie Vögel versammelten sie sich um den Tisch. Verschiedene Zigarettenmarken waren aufgereiht, festverschlossene, den Schatz ihrer Individualität bergende Handtaschen, und Telefone. Saß eine allein da, ließ sie das Telefon nicht aus der Hand, zur Erinnerung daran, dass ihr Alleinsein nicht dauern würde. Aus ihrer Einsamkeit heraus sahen die Frauen einander an. Warfen die Haare zurück, öffneten die Gesichter und demonstrierten, dass sie sich von ihren Wunden nicht unterkriegen ließen. Durch die Blicke, die sich in den Gläsern verfingen, wurde der blutrote Wein noch dunkler.

Manchmal seufzte eine leicht, zwei Frauen verfielen in Schweigen, die Dritte blickte nach draußen in die Dunkelheit, dann lachten alle drei wieder los. Mit blutleeren Worten erzählten sie rasch ihre Lebensgeschichten, mit vielfach gekauten Worten, die wie ein Flügelschlag ans Herz rührten. Womöglich ahnten sie, dass eine neue Welt nur mit Spucke herangären konnte. Dann kredenzt sie sich

gegenseitig ihr Schweigen. Ebenso wie ihre unter Stoffschichten verborgenen Brüste nährten ihre Tränen die Wurzeln des Lebens.

Heute Abend, in dieser leeren blauen Stunde, nehme auch ich diesseits der Scheibe meinen Platz unter den Frauen ein. Als würde ich Tabak rollen, forme ich mein Ich zu einer Geschichte, vermiche mein Leben mit gekautem Tabak, mit Wein und mit dem Blau und dem Schwarz der Nacht, und blase den Rauch in die Leere. Von hinter der Scheibe vernehme ich meine Stimme, doch ob ich das Ich, das ich hier zurückklasse, eines Tages wiederfinde und auch tatsächlich wieder haben will, weiß ich nicht.

### **Die Wüste**

*Zwischen die Steine in der endlosen Wüste der Einsamkeit fährt auf einmal der Wind, eine Fackel flammt auf und beleuchtet die leeren Gräber. Auf den Särgen erscheinen flackernde Bilder, verhängnisvolle Buchstaben reihen sich aneinander, und der glänzende Tanz der Kobra beginnt. Die nicht mehr vorhandenen Gesichter der Mumien leuchten auf. Das Licht aus ihren Augen legt die verschlungenen Wege der Ewigkeit zurück, durch die Türen hindurch, die sich vor den Toten öffnen und hinter ihnen verschließen. Die Flügel der Frau aus Stein heben sich, erstrecken sich vom einen Ende des Lebens zum anderen, und die schwere, stille Zunge des Steins kündet von der Wahrheit der menschlichen Seele. Da geht das Feuer aus, wie alles dem Ruf des Schlafes folgend. Die Nacht umfasst die Nacht. Die Dunkelheit wird dunkel.*

### **Über die Ewigkeit**

Wir, die getöteten, bei filigranen, durchscheinenden Verbrechen zerfetzten Frauen der Stadt, sind im Keller des herrlichen Palastes

versammelt, der für uns errichtet wurde. Schulter an Schulter, Rücken an Rücken stehen wir eng beisammen, wie trunken tanzende Engel, die ihre Flügel nicht entfalten können. So eng ist es, dass die Träne der einen auf der Wange der anderen herabläuft und dort lebensfarbene Spuren hinterlässt. Wimperntusche vermischt sich mit Lidschatten und Staub. „Endlich können wir fliegen“, sagen wir wie aus einem Mund, „wir haben uns auf den Weg gemacht, dem rotglühenden Ruf des Horizontes folgend. Wir sind am Himmel, den wir so lang nicht gesehen hatten.“ Wenn wir einst beschließen zurückzukehren, werden unsere Gesichter völlig ausgelöscht sein. Zug um Zug, Buchstabe um Buchstabe werden wir uns auflösen. Wir werden die Wörter und die Gläser füllen und dunkler werden lassen, werden wie Samen in der Wüste zerstreut, werden zu Regen werden und einen Mythos über die Ewigkeit aufführen.

### **Mein Herz!**

*Mein Herz, das die Wüste und das Blut meiner Mutter trägt! Mein Herz, geformt durch die Messerstiche der Zeiten. Weder du noch ich waren einsamer als Gott, noch auch unschuldiger als er. Wir teilten ein Glas tief schwarzen Wein, von jenem furchtbaren Gemenge, das sich Menschheit nennt. Wie zusammengebundene blinde Bettler wurden wir dem Glück hinterhergeschleift. Nun bin ich noch weiter unten als deine Abgründe. Ich umschlinge dich wie einen Toten, der begraben werden muss. „Lass mich nicht allein“, rufe ich, „lass mich ja nicht allein!“ Von dem einen Ende der endlosen Einsamkeit rufe ich zum anderen, und du wirst immer kleiner und versteinerst und bist nun eine graue, trauernde Statue, das Überbleibsel einer langen Vergangenheit, und du weinst im Morgengrauen. Dann wächst du unendlich und regnest auf die Wüste herab, durchsichtig wie ein Wassertropfen. Weder einsamer noch schuldiger war ich als Gott, beim Versetzen der letzten Messerstiche. Da*

*hast du die Augen geschlossen und meinen Namen geflüstert. Mein Herz!  
Hörtest du mich etwa? Hörtest du mich die ganze Zeit?*

Man tritt vor Osiris, der über die Toten richtet. In der einen Waagschale ein Herz, in der anderen eine Feder. „Ein Toter muss durch siebzig Tore“, heißt es bei den alten Ägyptern. Man muss tief Atem holen und losgehen.

### **Das Wunder des Bluts**

Auch das ist meine Geschichte. Meine Geburt, mein Tod und alles dazwischen. Zwischen so vielen Geschichten noch eine Geschichte, die an der Stille zerschellt. Zwischen so vielen Seiten noch eine Seite, die schnell gelesen und, kaum umgeblättert, schon vergessen ist. Vielleicht nur ein Komma zwischen zwei langen Sätzen, zwischen gestern und heute.

Das Wunder des Wassers besteht aber darin, die von den Jägern abgeschossenen Vögel wieder an die Oberfläche zu bringen, sie zwischen den Widerschein der Wolken zu schicken, den längst angelegten Flügeln einen neuen Himmel zu versprechen. Und das Wunder des Blutes wird sein, meine Worte ins Leben schicken und meiner Kaputtheit einen neuen Leib versprechen. Deshalb streife ich nachts auf dem Friedhof der Worte herum und rufe den Toten verzweifelt zu: „Wacht auf! Wacht auf!“ Und mein Gedächtnis wartet als irdenes Gefäß unter dem Kreuz, und wartet und wartet.

## **GERECHTIGKEIT IM TOD**

*Eine Person wird ausgewählt, nur eine, die zurückkommen darf. Am wieder und wieder benutzten Kreuz mischt junges Blut sich mit altem. Das blinde Holz saugt alles auf, denn sein Gedächtnis ist das Land der Bäume. Bedächtig umarmt es jeden Leib. Einsamkeit ist in die Adern dringender Rost und kehrt über die Handgelenke zurück zum Herzen.*

*In der endlosen Kälte der Wüstennacht reihen sich die Toten um ein Freudenfeuer. In aller Stille werden das Wasser und das Brot des Sands verteilt. Niemand spricht. Niemand fürchtet sich. Niemand hofft. Einer nach dem anderen erlöschen die Sterne den Augen, die wie Regen fallen und nicht mehr sehen. Das Licht ist ein jedermann wärmender Augenblick.*

*Es sucht einer nach seinem Kind und dreht dabei jede Leiche um und verschließt ihr mit einem Totenlied die Augen. Durch und durch geht uns dieses Lied in der Stille des dahinfließenden Lebens. Das Totenlied entspricht unserem verrosteten Schweigen, wenn wir zu den Sternen hochblicken oder auf Friedhöfen nach geliebten Menschen suchen. Oder Wasser ins Meer gießen, damit die Ertrunkenen ihren Durst stillen.*

## **WAS FEHLT**

### **Wo doch**

Wo ich doch der Körper bin, in dem die Zeit sich entfaltet, das Gedächtnis voller Geheimnisse der Wassers und des Lichts, das sich mit dem Dunkel vereint, wo ich die Melodie bin, mit der alles beginnt, die

Gebärmutter, die Brüste voller Milch, die Erde, die aus tiefem Schlaf erwacht, warum kann ich dann nicht geboren werden? Wo ich doch all das bin und doch auch ich selbst, warum gehört mir dann nichts in mir drin, nicht einmal der Schmerz? Wo es doch tausend Jahre gedauert hat, bis ich aus Legenden, Bildern, Begriffen und Sprachen entstanden bin, warum habe ich dann bis heute noch keinen Ort und kein Wort gefunden, in dem ich sein könnte? Wo doch unter dem Himmel nichts Neues zu sagen ist und jeder Satz, jeder Vers, jede Geschichte schon unzählige Male ausgedrückt wurde, von welchem Schrei bin ich dann das Echo? Von welchem Schweigen? Wäre ich der Mond, der endlos stirbt und wieder aufersteht, der aus dem Nichts geboren wird und wächst und die Wasser der Ozeane hinter sich herzieht, wie könnte ich dann das Weite und das Ende so gut kennen?

Wo doch meine Kraft für die Hölle reicht ... Was besiegt mich dann immer?

### **Das Warten**

I. Warten. Auf den jüngsten Tag, den Messias, auf von der Grenze zurückkehrende Boten, auf das Schmelzen des Schnees, auf besseres Wetter. Auf das erste Zucken des Ungeborenen, auf einen Ruf, ein Gerichtsurteil. Auf das Ende der Stunden, den Schlaf, die Wiedergeburt. Auf ein Wort, das – in die Leere geworfen – diese in ihrer Gänze durchmisst und sich in tausendfachen Glanz verwandelt.

Mein Körper sackt auf das lakenlose Bett, als würde er zu Boden stürzen, doch sogleich springe ich wieder auf. Sehe wieder auf die Uhr. Blicke prüfend auf mein Handy. Bevor das Lied zu Ende ist, spiele ich es wieder von vorne ab. Ich zünde mir wieder eine Zigarette an. Greife wieder zu meinen Amuletten und erschauere, wie zerbrechlich sie doch

sind. Ein Gesicht, das dem meinen nicht mehr gleicht, schminke ich, damit es ihm noch weniger gleicht, dann wische ich alles wieder ab.

Ist etwa das meine Art, mich zu lieben? Dass ich mich noch schlechter behandle, als Gott es tut?

„Worauf warten wir hier alle zusammen?“ Auf alles und nichts. Aufwärmere, kühlere Zeiten, auf die schönsten Jahre unseres Lebens, auf die Barbaren, auf Kommende und Gehende. Auf ein Wunder. In meiner müden, verbrauchten Stimme sucht anscheinend ein sehr alter Schmerz seine eigene Sprache, sucht eine längst vergrabene Gebärmutter. Ich falle still von einem Wort zum anderen und erlebe meinen Körper jedes Mal wie einen Fleischklumpen zwischen Leben und Tod.

Ich gehe zwischen den Wänden hin und her, zwischen Wänden und Spiegeln, Spiegeln und Fenstern, und finde immer einen Vorwand, um auf die Straße zu sehen, und wenn an der Ecke ein Fremder steht, fühle ich sofort Hass in mir hochsteigen, nichts lindert die Unerträglichkeit, an einen Ort mit mir selbst gesperrt zu sein, alles ist wie tosendes Wasser, das an einen Felsen prallt, die Augenblicke, die Sätze, die Melodien. Ich reiße ein neues Päckchen Zigaretten auf. Könnte ich doch bloß ein wenig schlafen! Selbst das Bett verschmäht mich, und die Gegenstände, die mich in meiner Einsamkeit begleiteten, wenden sich frech von mir ab. „Wann kommt er zurück? Frage nicht!“ Jeder Augenblick ist wie ein Nadelöhr, durch das ich hindurch muss, mit meiner riesigen Vergangenheit, meinem Durcheinander an Identitäten, ein Mal, und dann noch ein Mal ein ganzes Leben lang. Ich bin ins Jetzt gepfercht, in eine mühselige, eifersüchtige, schwere Zeit. „Du musst schlafen“, sage ich mir, „du musst vom Fenster weg.“ Ich gehe auf und ab, hin und her, doch mein Körper vermag die Stunden nicht zu füllen; nur wenn er sich in eine steinerne Statue verwandelte, könnte er der gierigen Zeit gerecht werden, dann wäre es viel leichter, auf jemanden zu warten, von dem man weiß, dass er nicht kommt; „Sei stark“, sage ich mir, nein, nicht jetzt. Jetzt ist

jedes Wort, jeder Augenblick, jedes an der Ecke auftauchende neue Gesicht, jeder Spiegel, in den ich blicke, nichts weiter als eine leere Schablone, aus deiner Abwesenheit geformt. Nein, nicht jetzt, später werde ich stark sein!

Wie lange dauert es, sich in den harten Felsen des Gedächtnisses ein Plätzchen hineinzufräsen? Wie lang kann dieses Warten noch dauern? Wie viele Wörter braucht es noch, damit ich in eine Zukunft geboren werde, die ich nicht eronnen habe, und auch sie nicht mich?

Wie viel Zeit verbleibt noch?

*II. Dann kamen sie. Allein, zu zweit, aus allen Richtungen, schwerfällig wie im Traum. Aus Höhlen, Tälern, Albträumen, Untergründen auftauchende Frauen. Sie schwankten, stützen sich gegenseitig, schienen jeden Schritt zu zählen. Die Gesichter aschfarben. Gehüllt in lange, zerrissene Gewänder, in Fetzen. Die eine auf Krücken gestützt, die andere auf einem Leiterwagen, die Dritte mit einem Stirnverband, einer Dornenkrone gleich. Sie taten, was sie konnten, um ihre Wunden nicht zu offenbaren. Dem Ruf der Glocken folgend, versammelten sie sich wie scheue, fremde Schatten. Als wären sie dem Messer einer eifersüchtigen Besitzerin entronnen, doch in unsichtbare Ketten geschlage, Phantome einer Nacht der Körper. Sie schritten voran wie ein Wasserlauf, der sich seinen Weg in eine unendliche Wüste bahnt, und hinterließen eine karge Spur. Abgefallene Wundverbände, Menschenhaut, bis zur Verwischung abgenützte Gesichtszüge. Wie aus einer Hülle herausgeschälte, abblätternde Biographien. Und Blut. Schmutziges, da aus tiefstem Herzen quellendes, nach wilden Rosen duftendes Blut.*

*Sie stellten sich an einer Treppe auf. Als versteinerten sie plötzlich. Wie Statuen, die jeden Augenblick umgestürzt werden konnten. (Da Stein so reglos, so widerstandsfähig und geduldig ist, kann nur er des*

*Menschen Seele auf sich nehmen und sie auch nach tausend Jahren wieder zurückgeben.) Mit ihren im Abendlicht errötenden und sich furchenden verschatteten Gesichtern sahen sie aus wie Kommas, die man aufs Geratewohl in einer Geschichte über die Ewigkeit gesetzt hatte. Wie Noten einer Melodie, die nie zu hören war, und sollte sie doch einmal zu hören sein, würde der Erdboden sich mit Asche bedecken und eine nie wieder endende Dunkelheit hereinbrechen. Nichts konnte so entsetzlich sein wie das Auflachen einer Frau, deren Beine vom Wundbrand zerfressen sind, oder der Satz, den sie einer Freundin ins Ohr flüstert und der jene dazu ermuntern soll, durchzuhalten, weiter zu sehen und weiter zu warten.*

*Und sie warteten. Stumm, geduldig, reglos. Ihre dunklen Pupillen hatten gelernt, nicht zu sehen, was war, sondern vielmehr, was nicht war, und blickten so auf die verlöschende Welt. Und überließen sich immer mehr dieser von der Zeit nach langem Kauen ausgespuckten, zerfetzten Existenz, diesem Warten, dem Schweigen der Glocken.*

*III. Als es dunkelte, erschien er. Er war sehr jung, sehr groß und makellos gebaut. Er hatte kräftige, angespannte Muskeln, in einem Zopf bis an die Taille reichendes Haar und trug Sandalen so weich wie die Wege des Himmels. Abgerundet wurde sein Auftritt durch den nicht zu verbergenden Glanz seiner Augen, wie er nur Kindern und Unsterblichen zu eigen ist. Erst zündete er die Fackeln an, eine nach der anderen, dann schluckte er, eine nach der anderen, ihr Feuer. Ich streckte meine Hände vor, die das Feuer oder die Dunkelheit nicht stehlen, sondern nur berühren wollten. Auf einmal gerieten wir Frauen alle in Bewegung, drängten schreiend auf ihn ein, um ihn zu berühren, zu halten, zu packen, zu zerrupfen. Mit der Erinnerung unserer Hände umfassten wir seine unsterbliche Jugend wie Grabsteine. Unsere Augen füllten sich mit heißer Glut. Unsere durch sämtliche Kriege gegangenen Körper unterlagen wiederum der geheimnisvoll feurigen Bildung des Nichts.*

## **Ein weltgeborenes Herz**

*So stehe ich nun an der Schwelle zu einem neuen Leben und schnitze ein weltgeborenes Herz heraus, zwischen Menschen, die so viele Jahre hinter sich haben, und Schlachthöfen, auf Ödland, das sich von Gestrüpp ernährt, nach den Fluten von Begierde und Furcht.*

*Ein faustgroßer, müder Muskel, der nackte Kern der Seele. Eine Handvoll Blut. Blut, Schatten, Lehm, ein Brunnen. Die Schritt für Schritt zählbare Zelle der Zukunft, das Pendel, das zwischen Anfang und Ende schwingt, das zitternde Glied der Kette, mit der ich an mich selbst gebunden bin. Ich schwenke es zwischen meinen Fingern, eine Glaskugel erscheint, die Bilder einer weißen Welt, mit Blut durchwirkt, mit der Signatur des kühlenden Atems.*

*Auch er steht da, an der Schwelle zum Jetzt. Silbe für Silbe sticht er mich mit den rostigen Messern der Buchstaben aus dem braunen Boden heraus. Wie ein Betrunkener sein Glas verschüttet, schüttet er mich auf die Welt aus und merkt gar nicht, wohin und wie.*

## **Was fehlt**

Als meine Mutter mir zum ersten Mal in die Augen sah, erblickte sie in einer kleinen schwarzen, von einem blassblauen Ring umgebenen Kugel den schießen Widerschein ihres eigenen Gesichts. Sie stand am Anfang ihres Lebens; ob sie da wohl meinte, dieses würde jetzt erst so richtig beginnen, oder fühlte sie sich eher so fehl am Platz wie ein Punkt mitten im Satz? Wollte sie lieber auf der Stelle davonlaufen oder sich eher den ineinander übergehenden runden, leeren Welten überlassen, so wie man sich dem Wasser überlässt?

Mag sie auch nicht den Schmerz des Messers gespürt haben, das mich von ihr trennte, so zumindest seine kalte Klinge. Oder es war dies vielleicht der Moment, in dem das Leben, das so viel von ihr forderte und ihr so wenig zurückgab, auf einmal bis in die letzte Faser hinein voller Bedeutung war, sich mit einem Sinnversprechen erfüllte. (Wie Licht und Schatten folgen aufeinander die Handlungen von Leben und Tod, von Schicksal und Mensch.) Sie hat wohl gefühlt, dass das Leben, das aus Anfang und Ende besteht und immer wieder von Neuem anfängt und wieder endet, auch unerbittlich ohne Wiederkehr sein kann, und darauf schloss sie die Augen.

Ihr langer, herber, unvollendeter Blick ist mir geblieben wie ein Muttermal. Ein mit jedem Wort erneuter, auf andere Weise ausgedrückter, widerhallender, sich verbreitender, anwachsender, nie endender Abschied.

### **Um nicht zu schreien**

Von den blutbeschmierten, verendenden Wörtern kriecht eines allein auf mich zu. Als würde es einen zusammengezimmerten Sarg schleppen, trägt es schwer an meinem zukünftigen Ich und legt mir dieses stille Kind auf den Schoß. Mit eiskalten Händen klammert es sich an das Eisengitter des Gedächtnisses und presst mit aller Kraft die Zähne zusammen, um nicht zu schreien, nicht jenes einzige Wort hinauszuschreien, das es schreien möchte.

Das Wort, das in der Dunkelheit seinen Weg finden, widerhallend verklingen und ohne Entgegnung bleiben wird.

### **Der Kindheitswald**

Am Himmel sammeln sich Regenwolken, und auf meinen Kindheitswald senkt sich früh die Nacht herab. Ich gehe auf dem schwammigen, modernden Boden dahin, der wie ein Kindersarg aufgeschwemmt ist, und folge dabei den Wegen, die das Wasser sich grub. Nur mühsam komme ich vorwärts, wie ein Vogel, der gegen den Sturm ankämpft. Ich taumele, stolpere über Wurzeln, halte mich an Disteln fest. Bei jedem Schritt besudele ich mich mehr mit Schlamm.

Im Adergeflecht des Waldes ziehe ich Kreise. Man kann nicht wie ein Lichtpfeil in dieses unförmige Gewirr hineintauchen, in dieses Magma aus Erde und Dunkelheit, aus Dunkelheit und Nacht. Ich muss mich verteilen, verzweigen, in jeden Riss dringen, mich unter die Toten und die Lebenden mischen. Da ich mich nicht tragen kann, kann ich mich auch nicht hinter mir lassen.

Nacht, Halbmond, Nieselregen. Ein dichter, endloser Wald, aus dem man nicht herauskommt. Im dunklen Glanz der harten, lebendigen, schichtendicken Finsternis suche ich meinen Weg. Lange, nackte Zweige umfangen mich und ziehen mich in ihre nassen, moosbewachsenen rauen Armen. Tausende von Knochen, Händen, Ästen, Zweigen umfassen meinen Körper, greifen nach meinen Muskeln, meiner Haut, meinen Adern, reißen mit ihren scharfen Nägeln das Unsichtbare aus mir heraus und verleiben es ihrem Gewebe ein. Die Bäume, die in Urzeiten in ihrem Drängen in die Tiefen des Himmels und der Erde abrupt erstarrt waren, setzen sich wieder in Bewegung. Wie Tote, die ein unterbrochenes Gespräch fortsetzen. Jeder Zweig ein gegenseitiger Angriff von Tod und Leben, die ihre Schwerter gezückt haben. Da wird die Leere herausgefordert, werden Fallen gestellt. Riesige Schädel schütteln sich, dass die Haare fliegen, „Nein, nein!“, und zwischen den Knochen leuchten Tausende phosphoreszierende Augen. Vor mir, hinter mir, außer mir, überall regt sich etwas silbrig. Strichweise leuchtet das Gesicht des Waldes auf wie die von Rissen überzogene abgestreifte Haut

der Nacht. Zwischen den bläulichen Schatten fährt ein endloser, erstickender, fürchterlicher Atem umher, als suchte er etwas Verlorenes; vielleicht wird er gejagt. Die Tore der Dunkelheit schlägt er hinter mir zu wie riesige Fächer.

Mein noch zu kleiner Körper, die Wege voller Wind, Schritte für den Nachtwald, noch nicht von der Last der Vergangenheit beschwert. Ich bin ein Zapfen aus Fleisch und rolle zwischen den Bäumen herum, die die Spuren der Jahrhunderte tragen. Durch die Jahre, durch Jahreszeiten, durch Stürme haben die Bäume sich Ring um Ring erweitert, durch die Andenken und den Samen des Lebens, das sich öffnet, sich verschließt, sich wieder öffnet. Mit ihren in tiefste Tiefe hinabreichenden Wurzeln greifen sie nach der unterirdischen Welt, saugen sie aus und spucken das Gesogene hinauf ins Leere. Der Dunkelheit des Himmels mengen sie die Dunkelheit der Erde bei. Hier stehe ich, auf moosigem, rutschigem Boden, unter einer Decke aus verrottendem Laub. Ich habe mich verlaufen. Weine voller Angst. Ganz leise. Bin von oben bis unten verdreckt. Alles klebt an mir vom übelriechenden Gemisch der Säfte des Waldes, der flackernden Lichter, der gejagten Schatten, der Toten. In mir fließt der Schmerz einer alten Einsamkeit, der Schmerz über ein unvollendetes Leben, und er ist stärker als die Furcht. Was für immer von mir geht, trägt er hin zum noch nicht Geborenen; was gelebt und vollendet ist, vermischt er mit nicht Verwirklichtem; und Unvergessliches schleift er nicht anders fort als nie Erinnertes. Reglos stehe ich da, so wie ein Knochen aus zerrissener Haut spitzt. Ein schwerer, dunkler Tropfen, dicht wie die Nacht, doch geweint werden kann er nicht. Der Regen füllt meine Augen und setzt seinen Weg dann fort.

Erst begreife ich nicht, ist es ein Murmeln? Ein Flüstern? Ein Flügelrascheln? Es mischt sich in das Rauschen des Regens, hält inne, mal kürzer, mal länger, hebt wieder an, fängt ganz von vorne an. Hallt in mir, verkörpert sich in mir, wird dadurch zur Melodie. Dumpf und unselig

wie ein Eulenschrei, und doch auch beruhigend. Wie einem das zuerst gehörte Lied den ganzen Tag im Kopf umgeht, so hängt jene Melodie an der Kehle der Welt. Wie Nebel zieht sie durch den Wald, wischt alle Schatten fort. Die Bäume werden zu leiblosen Seelen, bemühen sich nicht mehr um Menschengestalt, greifen Zweig um Zweig ins Leere. Vielleicht ist es die Melodie der Erde, die den Platz ausfüllt, den ein gelebtes Leben hinterließ, vielleicht das Liebeslied eines jungen Toten, das abbricht, ohne einen Namen zu rufen, vielleicht auch das lange Gebet eines kleinen Mädchens, das der Nacht ins Auge sieht.

Ich weine. In einer anderen Welt könnte der Schmerz in mir vielleicht zu Wort kommen, so wie Zweige zur Blüte kommen. In solcher einer Welt, entstanden aus matschigen Tränen, aus Furcht und aus Träumen, würden Melodie und Stille sich vereinigen. Eine einfache, echte Welt dies, der ich mir sicher bin, und in der alles seinen Anfang und sein Ende nimmt.

Wenn es so weit ist, wir der Wald mich austreiben wie einen Splitter und mich fortan nicht mehr kennen. Meine Spuren darin werden rasch überwachsen. Mein Leben lang werde ich in der Stille eines verlorenen Waldes wandeln, an den Grenzen des einzigen Ortes, an dem ich sein kann. Oft und oft werde ich mich suchen, und wenn ich mich finde, werde ich mich wieder aufgeben müssen, um zurück zu können. Im nächtlichen Wald ein schwerer, dunkler, dichter Tropfen, der nicht erzählt werden kann.

### **Ein langer nackter Ast**

Vielleicht kehre ich eines Tages zu dir zurück. Setze mich im Mondschein auf einen langen nackten Ast. Ein kohlefarbenes Juwel, das im Dunkel leuchtet. Die Flügel erlahmt vom vielen Wanderflug in den Wintern des Gedächtnisses. Der trockene, sandverschmutzte Schnabel

pickt sanft an deinen Schlaf, lässt deine Lider erzittern, erstreckt sich bis hin zu dem weiten See in deinen Träumen. Im Morgengrauen verlösche ich. Über deinem Gesicht bleibt nur ein dunkler Schatten. Eine Melodie vielleicht, an deiner Zungenspitze, ein Name, der dir nicht mehr einfällt, ein Satz, den du nicht zu Ende sprachst. Ein unbestimmtes Ziehen, der Reue ähnlich, der Schmerz der Phantome.

## **Der Ausgang**

Sich auf den Weg machen. Der starke Nordwind hat dich mit der Sehnsucht nach dem offenen Meer erfüllt. Du drückst eine halbgerauchte Zigarette im Aschenbecher aus, leerst die Gläser, wirfst die Reste so vieler Jahre in den Müll. In aller Eile verpackst du die Augenblicke, die bunten und die weißen, das Gelebte und das Ungelebte, fügst das Rot einer Korallenkette zu einem sehr alten Sonnenuntergang hinzu, wickelst das Dunkel der Nacht in Spitzentücher. Alles Überflüssige aus deinen Taschen wirfst du fort, als würdest du ein Netz voller zappelnder Fische zurück ins Meer schleudern. Auf einmal verzichtest auf das, was dich ausmacht, auf all die Dinge, die deine Einsamkeit umgeben. Und als zögest du in einen wirklichen Krieg, verabschiedest du dich kühnen Blickes. Mit allem und mit deinem Gesicht im Spiegel.

Warum du gehst, weißt du selbst nicht. Du gehst einfach. Du atmest tief ein, gehst durch die riesige, unsichtbare Tür, und es ist, als würde die Welt mit dir hinausgehen. Nichts hatte dich gerufen, weder eine Stimme noch die Stille. Du drehst dich um und siehst auf deine Unzufriedenheit, die du zurückgelassen hast wie ein in seinem warmen Bettchen schlafendes Baby. Dein Blick geht in der Zeit von einem Anfang zum anderen, und auch er scheint nicht zu dir zurückzukehren. Um diesen einen Schritt zu tun, musstest du weder viel lernen und vergessen, noch viel sammeln und verlieren. Mit drei, höchstens vier, lerntest du zum

Beispiel von deiner Mutter, dir die Schuhe zu binden, einen Schritt vor den anderen zu setzen, zu warten, eine Frau zu werden, und so spurlos zu wandeln wie eine Katze, die sich auf den Tod vorbereitet. So wie Bäume, um nur einen Zweig zum Blühen zu bringen, geduldig das Licht des Tages sammeln, die Regentropfen, das stille Aufplatzen Tausender von Samen, so hast du viele Jahre angesammelt, viele Leben, viele Abschiede. Um in diese Nacht hinauszugehen, die sich von keiner anderen unterscheidet. Nichts ruft dich. Aber es hält dich auch nichts zurück.

Du gehst auf die unheimlichen Wege der Nacht hinaus, in ihr dunkles Rot. Von einem langen Schlaf bist du in ein Dunkel erwacht, in dein verspätetes Schicksal. Der Horizont, auf den du deine Blicke richtest, ist ein eingebildeter Horizont, und vom Meer her weht so steif der Wind, dass er all deine Tränen trocknet. Die Türen der Vergangenheit fallen laut ins Schloss. Du gehst allein dahin, lebhaft und leicht wie eine Sternschnuppe. Mit jedem Schritt wirst du schneller, wirfst alte Ichs von dir, Bilder, verheilte Wunden, letzte, leere Sätze. „Halt dich fest!“, sagst du zu deinem Herzen, in dieser fremden, gestreiften, runden Welt der Menschen, „Halt dich fest!“ Deine Fersen lassen den Gehsteig widerhallen, dein zu langer, stiller Schatten folgt dir, durch den harten Pflasterstein schmerzen deine Knie. Der Stein zwischen Mensch und Erde, zwischen Erde und Nacht.

Am Anfang einer steilen Straße hältst du inne und holst Atem. Unter den Judasbäumen und dem schlaflosen nördlichen Himmel. Du stehst du wie eine Weltkarte, die du auswendig kennst: Blutrote Grenzstriche, bunte Länder, ein so blauer Ozean, wie kein echtes Meer blau sein kann.

Die Welt saugt sich mit dem Atem der Nacht voll, nimmt so ihre wahre Form und eine Farbe zwischen Melancholie und Freiheit an und wird dir zurückgegeben. Vollkommen fremd ist sie nun, vollkommen wundervoll! Die Nacht ist kristallinen, schillernd, berauschkend, feucht. Deine Augen, die du leerst wie einen Aschenbecher, erfüllt sie mit glänzender Dunkelheit,

mit deinem gefährlichen Funkeln, das dem Wunsch zu sterben ähnelt. Du willst, dass von nun an deine Schritte dir gehören, willst Geheimnisse erwerben, in Geschichten eintauschen, Zeuge von Wundern werden. Ein Mal wenigstens, nur dieses eine Mal, wird auf dich warten, was dir sonst davonläuft, wird dieses Dunkel dich nicht verraten. Du willst dich mit der Nacht vermischen, die Steine herausfordern, wie eine dem Spinnennetz entronnene Fliege die Flügel ausbreiten, Lichttäler durchstolpern.

So gehst du dahin, auf Straßen, die langen, in leere Zimmer führenden Korridoren gleichen, zwischen halbdunklen Leibern der Stadt, die in die Dunkelheit stoßen wie Dolche und sie damit noch sichtbarer machen. Auf den Steinen, die zur Lüge wurden, da sämtliche Geschichten über den Menschen auf sie prallten. Ohne Ziel, ohne Zweck, ohne Grenze, ohne Gestern, ohne Morgen. Du trägst die Einsamkeit wie einen gutsitzenden Anzug. Gehst an Wänden entlang, blickst auf Müll, auf den Gehsteig, manchmal auf Menschen, manchmal auf die Leere zwischen ihnen, und wendest dich mal an Worte, mal an das Schweigen. Dein Blick hat sich an das Dunkel gewöhnt, fischt aus dem Matsch ein Blatt heraus, liebkost ein Kätzchen, streichelt einen angstvoll gekrümmten Rücken, hebt das Gesicht eines vorgebeugten jungen Mädchens, damit ihre Augen die deinen sehen oder den Horizont. Als hätte ein Wärter nach und nach sämtliche Türen versperrt, sämtliche Lichter gelöscht. Du aber bist seit so vielen Jahren in den geschlossenen Lidern der Welt unterwegs und gegen Türen daher immun.

Das Leben, an das du bisher nur hingehorcht hast, erstreckt sich auf einmal vor dir, in Blickweite, und wartet. Du weißt aber noch nicht, wie du es ansprechen sollst. Es erfüllt dich eine Hoffnung, die mit der Zukunft nichts zu tun hat, eine Hoffnung, die aus der Wut erwächst, aus der Finsternis, aus dem Wunsch, zu rebellieren und nicht mehr zu existieren. Mit deiner hart ausschreitenden Einsamkeit stellst du dich den Menschenmassen entgegen, von denen du sehr gut weißt, woher sie

kommen und wohin sie gehen. Ohne einander zu berühren, wandeln sie auf den gleichen Wegen dahin, warten an den gleichen Haltestellen, markieren überall auf jegliche Weise die zurückgelegten Strecken, und ohne einen sonderlichen Preis dafür zu zahlen, nagen sie langsam an der Nacht, die sie sich zu eigen machten. Du gehst hinter die Scheibe, ins grelle Licht, mischst dich zwischen die Menschen, die sich zu jeglichem Licht flüchten, das sie nur finden, um der Tiefe des Unsichtbaren zu entgehen. Die Männer reden, als hätten sie die härtesten Kriege der Welt gewonnen, und wie blinde Jäger zielen sie überallhin, während die Frauen sich an alles klammern, an ihre Taschen, ihr Kleingeld, ihre Männer, an alles, was sie vor der Nacht in einer unheimlichen Straße beschützen kann. Du ernährst dich von vollmundig ausgestoßenen Wörtern, die an dein Ohr schlagen, so wie Möwen sich an den Resten der Stadt gütlich tun. Gelächter zuckt unter dem Neon dahin und platzt auf deinen Rücken. In all der Freudlosigkeit, die sie dir nicht einmal gönnen, das spürst du genau, wirst du immer unsichtbarer und verlöscht allmählich, bis du nichts weiter mehr bist als ein Blick.

Da kehrst du um. So wie du nicht weißt, warum du dich auf den Weg gemacht hast, weißt du nun auch nicht, warum du zurückkehrst. Weder eine Stimme hat dich gerufen noch die Stille. Genauso wenig hält dich jemand zurück. Vielleicht hast du die Nacht wie durch eine Lupe hindurch gesehen, voller Risse und Pusteln. Die Nacht ist auch nicht dein, ist es nie gewesen. Was dich von deiner Freiheit befreit, ist vielleicht deine Angst, dich im Dunkel aufzulösen oder aber vielmehr zu einem Klumpen zu gerinnen und so schwarz zu werden wie die Pupillen der Nacht. Oder dieser seltsame Wunsch, der so plötzlich auftaucht wie Blüten auf einem Teich. Du willst bleiben, wo du gerade bist, in diesen leeren Straßen, willst auf das nasse Pflaster herniedersinken und nicht wieder aufstehen. Neben die zwei alten Männer, die dort Schulter an Schulter sitzen. Die beiden sind so unterschiedlich wie Tag und Nacht, und dennoch spürst

du, dass sie Brüder sind. Der eine ist zerlumpt, grobschlächtig, blickt finster drein; aus seinem mächtigen Vollbart blicken lediglich die im Dunkel wie Feuerbälle glänzenden Augen heraus. Er hat nur ein Bein, das er ungeniert, fast stolz, auf dem Gehsteig ausstreckt; daneben liegen seine Krücken. Der andere ist schmächtiger, weißhaarig, frisch rasiert und gut gekleidet. Mit vergeistigter Miene spielt er Flöte und sieht dabei von seinem Instrument kaum auf. Es ist eine monotone, herbe Melodie, wild, aber doch unglaublich menschlich, unglaublich frei von Wut. Da stehst du in der eiskalten Nacht, gefangen von diesen dumpfen Flötentönen, die an einen einsamen Schrei gemahnen. Du hast alle Straßen verloren, alle Wege, alle Städte, alle Meere. Wie viel du in deinem kurzen Leben doch schon verloren hast, sogar das Besitzen und das Verlieren an sich. Du holst dein letztes Geld aus der Tasche und legst es in dem Schüsselchen vor dem Mann nieder. Der Einbeinige dankt dir auf eine innige, kindliche Art, wie du sie von ihm nicht erwartet hättest, während der andere ungerührt weiterspielt. Du beugst dich zu dem Flötenspieler vor und merkst, dass er blind ist. Vielleicht erfährst du den Sinn jener Nacht durch seine aus uralten Zeiten überlieferte und dennoch unvollendete Melodie.

Wie ein Dolchstoß durchfährt dich eine Sehnsucht. Deine Haut ist wie ein Appell, der selbst im stillsten Augenblick alle anderen Stimmen übertönt. Mit lautlosen, immer schneller werdenden Schritten entfernst du dich, rutschst gleichsam auf Zehenspitzen dahin. Du sehnst dich nach einer Hand, die dir nachtfeuchten Haare zurechtstreicht, nach einem Atem, der in dich hineinfährt, dich erwärmt, erquickt, dich zu dir bringt, nach einem anderen Blick, der den deinen vom Boden erhebt und ihn zum Horizont leitet. Nach diesem einzigen Blick, der allen Wegen, auf denen du gehst, einen Horizont verleiht. Du hast lange genug ins Dunkel gestarrt, um zu sehen, dass jenseits eines eingebildeten Horizonts nichts anderes liegt als eine große Leere. Vielleicht bist nichts als müde

geworden und hast gefroren. Du möchtest die Jacke ausziehen, die den Geruch der Stadt angenommen hat, möchtest dich in den Sessel fläzen, der deine Körperformen kennt, möchtest deinen Tee trinken. Und erzählen. Auf deiner Reise hat sich nichts Berückendes oder Haarsträubendes ereignet, du hast weder einem Wunder noch einem Verbrechen beigewohnt, und dennoch möchtest du von der Nacht erzählen, aus der du kommst, und sie dir durchs Erzählen zu eigen machen. So wie man aus der Tasche ein verdrecktes Blatt oder ein Katzenjunges hervorholt und jemandem zeigt. Man sammelt an Steine prallende Laute, Augenblicke, Bilder, und verwandelt sie in Erinnerungen, Geschichten, eine Biographie.

Du hast genug verloren, um einzusehen, dass kein einziger Schritt mehr dir allein gehört, dass du im granitenen Antlitz der Nacht keine Spur hinterlässt, dass du nur auf den Wegen eines anderen Körpers in die Zukunft gehen kannst. Du hast nun genug Mut, um jener Hand und jenem Körper einen Namen zu geben. Nur dieser Name kann den dunklen Klang der Flöte mit der unsterblichen Melodie vereinigen, den Duft des erblühenden Judasbaums mit dem schlaflosen Himmel des Nordens, die Geschichte der Bäume mit der der Menschen, die Nacht eines Blinden mit der deinen. So wie er die Blicke der unter den Neonlichtern versammelten Frauen mit denen der Männer vereinigt. Er zieht aus deinem Herzen einen Anker und wirft ihn in das glänzendblaue Meer, das aus Worten und aus Gelächter besteht. So wie eine Hand, die die Wunde heilt, die sie selbst geschlagen hat, wie ein Schlüssel, der die Tür öffnet, die er selbst verschlossen hat, rettet er dich aus der Finsternis, in deren Labyrinthen du umherirrst, aus der wahren Nacht der Menschen, dem wahren Ruf der Melodie, der du auf dem nassen Pflaster in alle Ewigkeit verfallen bist. Vor der Tür stehst du mit deinem muschelförmigen Schlüsselbund. Du saugst den Atem der Nacht ein, und um ihn zu

vervollständigen, trittst du ein. Es empfängt dich dein Gesicht im Spiegel, das den weißen Nächten gleicht.

Er ist fortgegangen. Hat seine nicht fertiggerauchte Zigarette im Aschenbecher ausgedrückt, hastig Jacke, Schal und Tasche an sich genommen und ist noch lange vor Sonnenaufgang gegangen. Ein zusammengeknülltes Zigarettenpäckchen, im warmen Zimmer ein leeres Glas, ein an die Tür geklebter Abschiedszettel. Letzte leere Sätze, die dich anfassen wie Eisblöcke und erst nach Jahren in deinem Gedächtnis schmelzen und ihre wahre Bedeutung gewinnen. Wie ein Pullover sich auftrennen kann, wenn auch nur eine einzige Naht aufgeht, so löst sich dein Leben auf. Zwischen der Straße, die dich nicht zurückhält, und deinem Haus stehst du armselig da wie eine leere Muschel. Und du denkst dir, auch wenn er erst Jahre später zurückkehrt, wird er dich an genau der Stelle wiederfinden, an der er dich verlassen hat, an dieser kleinen, unüberwindlichen Schwelle ohne Wiederkehr. Wie das letzte Komma eines abgebrochenen Satzes,

### **Der lange Weg der Wörter**

Still und leise rücken die Wörter an die Nacht heran, als wollten sie die Rundungen des Schlafes nicht stören. Wie Ballerinas durchtanzen sie den Schlaf der Menschen auf Zehenspitzen. Die Nacht der Menschen und des Blutes, des Meeres, der Erde und des Hungers. Über der Stille spitzt schäumend die Ewigkeit hervor. Durch endlose Straßen sind sie gezogen, über die brennenden Wege der Hölle, über die von den Abendschatten beschwerten schmalen Brücken des Lebens. Durch die bleivioletten Nächte und die milchweißen Morgen des Fegefeuers. Durch Legenden, Schlaflieder, Totenklagen, Namen, Testamente, Grabsteine. Jetzt ziehen sie durch meine Nacht hindurch wie erloschene Kometen

und schleppen dabei an der Last einer Welt, die tausendfaches Schicksal vollendet hat.

### **Abschied**

Da erscheint an der Tür meine Mutter, im bis zu den Knöcheln reichenden Nachthemd, das Gesicht sehr bleich, als sei sie aus langem Schlaf erwacht. Sie ist noch jung –jünger als ich gar.

„Er ist fort, nicht wahr?“, fragt sie.

„Woher weißt du das?“

„Ich habe ja ...“ Sie spricht den Satz nicht fertig, fängt ihn nicht einmal richtig an, sondern öffnet die Hand. „Das hat er zurückgelassen.“ Es sind drei kleine weibliche Gipsfiguren, unterschiedlich groß, ansonsten völlig gleich. Drei Frauen mit geschlossenen Augen, einst wohl milchweiß, aber mit der Zeit vergilbt. Dünn und zerbrechlich. Die größte ist etwa handgroß, von engelsgleichen Zügen, kann aber den Schrecken in ihrem Gesicht nicht verbergen. Die zweite liegt ihr auf dem Bauch und ist im Vergleich zu ihr nicht größer als ein Baby. Die Blicke ihrer nicht sehenden Augen sind aufeinander gerichtet. Die dritte und kleinste ist der Länge nach gespalten und klebt auf dem Rücken des Babys, eher wie ein Buckel denn wie ein Flügel. „Das sind mein Schutzengel und meine Seele, meine Sünde und meine Zukunft“, sagt sie. „Und das da, bin das etwa ich?“, frage ich und berühre die gespaltene Figur. Sie antwortet nicht, hat mich wohl nicht gehört. Als würde sie in einen alten, endlosen Traum zurückkehren, lächelt sie wie von ferne, ballt die Hand zur Faust und zerdrückt die Frauen.

Der letzte Satz: Wenn ich alles verloren habe, bleibt mir nur noch das Leben. In einem so großen Leben aber, wie soll ich dich da wiederfinden?